
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 163. Bromberg, den 18. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(35. Fortsetzung.)

Unten an der Haustür ging die Klingel.

Telegramm.

Und dann saß Frau Mercedes und hatte die Hand mit dem Blatt fallen lassen und starrte Adelheid an und wollte sprechen und konnte nicht, und Minna nahm ihr das Papier aus der Hand, denn sie mußten nun doch alle wissen, woran man war — und da stand lakonisch: „Soeben getraut. Bitten um euren Segen.“ — Aufgegeben auf Helgoland, sechs Uhr dreißig.

Mitten in dem stolzen Hause stand grinsend der Skandal.

*

Leben und Tod gingen durch die Straßen. Das Leben strich über ein paar Kinderaugen, da öffneten sie sich zum Licht, der Tod strich über alte, müde Lider, und sie schlossen sich zur letzten großen Ruhe.

Im Heineckenwinkel standen Wiege und Särge.

Der erste, der ging, war Ernst Sprekelsen. Wieviel Anteil an seinem Tode der Leichtsinn des Sohnes hatte, blieb unentschieden. Jedenfalls hatte er den ungeratenen Sprößling im Testament auf den Pflichtteil gesetzt mit der Bestimmung, daß das Vermögen der Mutter bis zu ihrem Tode verbleiben solle. Fritz, der zur Beerdigung gekommen war, aber ohne seine junge Frau, machte dazu sein gleichmütigstes Gesicht. Ihm sollte keiner nachsagen, er sei geldgierig. Im stillen dachte er sich, die Mutter, die ihm nie einen Wunsch versagt, werde in Zukunft sicher nicht hartherziger sein.

In Sprekelsens Haus zogen die Habermanns, denn Melitta Sprekelsen war es da draußen immer ein bißchen abgelegen gewesen. Sie zog in eine behagliche Wohnung an der Alster, und Habermanns mit ihren fünfen kamen und brachten Leben in den großen, alten Garten.

Anna hatte sich ganz gut mit dem Mann abgefunden, den sie jahrelang verschmäht. Sie war jetzt Mutter, eigentlich nur Mutter, und Herr Habermann so ziemlich das fünfte Rad am Wagen. Aber da er sehr im Geschäft aufging und viel verdiente, so spürte er das nicht besonders.

Dann ging Minna Heinecken.

Sie hustete und hustete, aber nur so ein bißchen, und weil sie stets blaß und schmal gewesen, fiel es niemand sonderlich auf, daß sie immer blasser und schmäler wurde, bis endlich die Kräfte ganz versagten. Paul, der nur diese eine Frau geliebt hatte und sie in seiner Weise immer noch liebte, war außer sich, als ihm die Ärzte sagten, seine Frau müsse nach Sankt Moritz. Nur Minna konnte noch aufgeregter darüber sein. Daß so viel Geld für sie ausgegeben werden sollte, für sie, die nie an sich gedacht, das schien ihr unfaßbar. Doch dieses Mal verlor ihr Mann kein Wort über die Auslagen. Für seine Frau war alles da, mußte alles da sein.

Er selber reiste mit ihr, blieb den ganzen Winter mit ihr im Luftkurort, ertrug die fremden Menschen, die Hotelbetten, die gräßlichen, neugierigen Kellner, das Gasthausessen, und brachte doch im nächsten Mai nur eine Sterbende in die Heimat zurück.

Als seine geliebten Rosen in voller Blüte standen, konnte er sie der Frau in den Sarg legen.

Seitdem war er ein vollständiger Einsiedler.

Die Stellung als Direktor der Lebensversicherung gab er auf. Er konnte nicht mehr mit den Menschen verkehren. Nötig hatte er das Geld ja auch nicht, sein Vermögen war in die zweite Million gestiegen und mehrte sich von Jahr zu Jahr. Und Dora nahm ihm alle häuslichen Sorgen ab, denn sie war so tüchtig wie die Mutter und unermüdlich, dazu kräftig, gesund, heiter. Aber nach einigen Monaten begann der Vater, ihr das Leben recht sauer zu machen. Er sprach fortwährend von Verlusten, von Sorgen, von Einschränkungen, die sie sich auferlegen müßten, und wenn sie Wirtschaftsgeld haben wollte, setzte es einen Kampf, bis sie mühsam wieder hundert Mark errungen hatte.

Einmal machte der Vater auch Andeutungen, Paul müsse eigentlich zum Haushalt beitragen. Es sei nicht recht, daß er, der doch selbständig sei, immer noch unter Vaters Dach wohne und an Vaters Tisch esse, ohne zu bezahlen. Da wurde jedoch die Tochter energisch, denn sie wußte, wie schwer der Bruder um jeden Schritt vorwärts arbeiten mußte, und so verlief diese Sache wieder im Sande.

Soltaus hatten sich nach der übereilten Heirat der Tochter gänzlich vom größeren Verkehr zurückgezogen. Nur die allernächsten Freunde des Hauses wurden noch empfangen. Überall fürchteten sie spöttische Blicke und unzarte Anspielungen. Die schwankende Gesundheit von Frau Mercedes gab Anlaß genug, diesen Schritt zu rechtfertigen.

Offiziell war der Segen der Eltern gegeben worden. Soltau selber war nach Helgoland gefahren und hatte sich mit der Tochter auseinandergesetzt, in Hamburg aber war sie drei Jahre lang nicht gewesen. Nur in Travemünde trafen die Eltern im Sommer mit ihr zusammen.

Hatte Paul den Schlag sehr tief empfunden?

Es fragten sich seine Schwester und Großmutter, Soltaus und Sprekelsens umsonst danach. Er sprach mit keinem Wort über seine Gefühle. Nur noch verbissener war er in Arbeit und Geschäftssorgen, und jeden Monat konnte er sich sagen: Einen Schritt weiter! Einen kleinen Schritt. — Schon begannen sich die großen Konservenfabriken mit ihm zu beschäftigen. Ihre Reisenden saßen in seinem Kontor, er hatte Personal und hatte Lagerräume, und seine überseeischen Verbindungen wuchsen. Aber immer noch war er einer unter vielen.

Im August des Jahres achtundachtzig, gerade an seinem neunundzwanzigsten Geburtstag, bekam er einen Brief aus Bremen, der eine große Genugtuung bedeutete. Die „Nixe“ war, schon verlorengegeben, nach mehr als dreijähriger Abwesenheit vom Südpol zurückgekehrt, und Doktor Swensen schrieb ihm:

„In drei Tagen spreche ich in Hamburg über unsere Reise, ihre Gefahren und ihre Ergebnisse. Dann ist auch die Stunde gekommen, wo ich Ihnen meinen Dank und den

meiner Gefährten abtragen kann für das, was Sie uns in Ihrer Beihilfe zu unserer Fahrt gegeben haben. Es war so viel, daß ich nur wünsche, mein Dank möchte in gleichem Verhältnis stehen. Ich darf wohl hoffen, Sie an diesem Abend unter meinen Zuhörern im Hansasaal zu sehen."

Ob Paul dort war! Längst hatte er damit gerechnet, jene Spekulation als verfehlt ansehen zu müssen. Längst hatte er sie auf der Verlustliste gebucht. Jetzt war ihm wie einem Kind am Heiligabend — gleich mußte sich die Tür zum Lichterglanz öffnen. — — —

„Ich habe", sagte Dr. Swensen, nachdem er bis zum dritten Jahr der Expedition im Vortrag gekommen, „nun einen Dank abzutragen, der gerade hier in der alten Hansestadt einem Hanseaten gebührt, dessen Einsicht und Hilfe wir alle, die wir Mitglieder der Expedition waren, wahrscheinlich unsere Heimkehr zu danken haben. — Wie ich Ihnen erzählte, hatten wir uns auf die Walroß- und Eisbärjagd verlassen, soweit es galt, frisches Fleisch für uns zu beschaffen, und hatten das um so eher tun können, als die Forscher, die vor uns gerade jene Gegenden bereisten, dort überall ausgiebige Jagdgründe gefunden hatten. Auch wir hatten in den zwei ersten Jahren in dieser Hinsicht nicht zu klagen gehabt. Wären wir nicht durch die ungünstigen Eisverhältnisse zum längeren Verweilen gezwungen worden, es hätte alles einen normalen Verlauf genommen.

Nun, wir lagen fest, der dritte Winter begann, wir mußten mit den zusammengeschmolzenen Vorräten rechnen, waren vor allem auf das Salzfleisch angewiesen, und sahen vergebens nach günstiger Jagd aus. Die Walrosse kamen nicht, denn der Eisgürtel, der unsere „Nixe" von der offenen See trennte, war meilenbreit, er war auch für unsere Jäger nicht zu überschreiten — und die Eisbären — die schienen ausgestorben. Da kam der schlimmste Feind des Polarforschers zu uns an Bord, der Skorbut. Bald nach Weihnachten hatten wir den ersten Fall. Unser Koch zeigte zunehmende Symptome der unheimlichen Krankheit. Darauf folgten zwei der Seeleute, dann mein Famulus, Herr Gregorius — wir konnten das Ende absehen.

Und wie ich trotz aller Medikamente die große Not immer näherkommen sah, erinnerte ich mich an den Besuch eines Hamburger Herrn, kurz vor unserer Ausreise. „Ich möchte Ihnen Lebensmittel zur Verfügung stellen", sagte er damals, „die nur einen kleinen Teil Ihres Proviants ausmachen können, aber in Krankheitsfällen vielleicht einmal von Nutzen sind. Es ist das frische Fleisch in Dosen, Fleisch, Gemüse, Obst, alles so eingekocht, daß es noch nach Jahren wie frische Ware wirkt." Und der Herr hatte einige große Kisten an Bord geschickt, die mit dem andern Tausenderlei verstaut worden waren.. Ganz unten im Raum mußten sie sein, da sie bisher nie dem Koch in die Hände gefallen waren. — Ich muß bekennen, ich hatte selber nicht mehr daran gedacht. Es wird, wenn ein solches Unternehmen geplant wird, so viel angeboten, für so vieles Reklame gemacht — man vergißt eins über das andere.

Immerhin lohnte es doch, nun — in der Not — den Versuch zu machen, ob in jenen Kisten ein Heilmittel enthalten war.

Nun, meine verehrten Anwesenden — die Kisten wurden gesucht, gefunden, ihres Inhalts entledigt, und wir begannen die Dosen zu öffnen.

Unser gütiger Geber hatte nicht ein Wort zuviel gesagt. Fleisch, Fisch, Gemüse, Obst, Milch, alles war tadellos, als sei es eben an Bord geliefert. Das schreckliche Salzfleisch, das bereits unser Blut vergiftete, war ausgeschaltet, wir waren gerettet.

Fünf Monate haben wir uns mit diesen Konserven über Wasser gehalten, sozusagen. Wir mußten sparsam mit ihnen umgehen, damit sie nicht vor der Zeit zu Ende gingen, aber gerade, als dies Ende nicht mehr fern war, kehrten mit dem erwachenden Licht Seevögel zurück, wir bekamen Bären zu Gesicht — als gesunde lebensfähige Männer begrüßten wir das Frühjahr, das uns die Erlösung aus dem Eise und die Heimkehr brachte.

Ich möchte darum hier an dieser Stelle — wie ich es auch in meinen schriftlichen Berichten tun werde — Herrn Paul Anton Heinecken meinen ehrlichen Dank sagen für das, was er an uns getan hat."

Wenn sich doch nicht all die Menschen nach ihm umgesehen hätten. Hätte er geahnt, daß man ihn hier mit Namen nennen würde, er hätte sich hinter eine Säule gesetzt. — Wie sie ihn anstarrten, als sähen sie ihn zum erstenmal. Als hätten sie ihm so etwas im Leben nicht zugetraut. Am liebsten wäre er hinausgegangen, wäre nur nicht der lange Saal zwischen ihm und dem Ausgang gewesen.

Und doch im Herzen dieser Jubel!

Er, der immer ein bißchen über die Achsel angesehene, er, der langsame, der schwerfällige Paul, er hatte diese Männer vor dem Untergang bewahrt. Und das war tausendmal mehr, als ihm sein Tun an eigenem Erfolg bringen konnte.

Wie er den nächsten Tag bei der Großmutter saß, war immer noch das stille Glück in seinen Zügen.

„Du verstehst das", sagte er. „Es ist viel mehr, viel mehr, als ich erwartete. Es ist nicht nur der Kaufmann, es ist der Mensch in mir, der dankbar ist."

„Ich verstehe das gut, Paul. Aber nun muß auch der Kaufmann den Erfolg ausnutzen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist." Und als er schwieg: „Was ist da wieder verkehrt? Sei offen."

„Ja, gegen dich kann ich es ja sein. Ich hab' alles, was ich in den letzten zwei Jahren gewonnen, wieder in das Geschäft gesteckt, und gerade nun müßte eine großzügige Reklame einsetzen. Sieh mal, ich weiß, die Leute da drüben, die da zum Teil auf einsamem Posten sitzen, die sind wild auf Bücher. Und ich weiß auch, Preislisten, Reklameschriften, die werden weggeworfen, und wenn sie gebraucht werden sollen, sind sie längst nicht mehr vorhanden. Also will ich meine Kundschaft, die ich habe und die ich gewinnen will, mit Büchern versorgen. Mit guten Büchern selbstverständlich. Mit solchen, die sie sich aufheben. Und vorn und hinten in den Büchern soll mein Preisverzeichnis eingebunden sein. Da ist es sicher, nicht verloren zu gehen. Und jeden Monat muß solche Buchsendung hinausgehen in das Ausland.

Ich hab hier mit Buchhändlern gesprochen und an Verleger geschrieben. Die Preise sind natürlich sehr verschieden. Nehme ich Reklamehefte, so kosten mich zweitausend Stück mit allem Drum und Dran, Preisverzeichnis, Briefumschläge, Porto — etwa vier bis fünfhundert Mark. Nehme ich einen modernen Roman oder eine Reisebeschreibung der Jetztzeit, dann kostet es mindestens fünf- bis zehntausend.

Ja, das ist das eine.

Und dann hab ich neben dem Kontor ein zweites gemietet, daß ich mit den auswärtigen Kunden ungestört bin. Aber das reicht nicht. Ich hab' so eine kleine Sammlung von Likören, Konserven, Kakes — na, was ich so führe — auf Tischen und in Glasschränken aufgebaut, aber wenn das ziehen soll, muß es eine ganz andere Aufmachung haben. Der Überseer will was sehen. Der Amerikaner ist an „Show" gewöhnt. Da denke ich an zwei oder drei Räume für eine Musterausstellung. Alles ein bißchen elegant zurechtgemacht, alles tadellos und doch alles behaglich. Die Leute sollen sich da zu mir setzen, meinen Kognak proben, meinen Rheinwein — ich muß da eine Dame haben, die — sie kann ja sonst Briefe schreiben — es versteht, einen guten Kaffe zu bereiten, eine Hummerdose zu öffnen und das ein bißchen nett hinzustellen. — Du kannst es dir vielleicht vorstellen."

„Ganz gut. Und warum wird das nichts? Weil du knapp bist mit Kapital? Nimmt dein Vater denn noch immer keine Vernunft an? Hast du es ihm mal ruhig auseinander gesetzt?"

„Ja, das habe ich. Nicht einmal — zehnmal. — Er hört zu, sagt nichts, so lange ich spreche, sieht die Wand an, und zum Schluß steht er auf, geht aus dem Zimmer, und so in der Tür murmelt er etwas von Verlusten, von Sorgen, Einschränkungen —"

„Hat er denn tatsächlich Verluste gehabt? Aber wodurch?"

„Wir wissen es nicht. Minna hat ja immer den meisten Einfluß auf ihn gehabt, weil sie Mama am ähnlichsten sieht. Sie hat ihn neulich ernstlich ausgefragt. Er bleibt bei Allgemeinheiten. Sie meinte, er möchte spekuliert haben und dabei wäre viel Geld verloren."

(Fortsetzung folgt.)

Frau Storeys Halsband.

Der Wirklichkeit nacherzählt von John C. Waters-Chicago.

Wenn das Gerücht nicht schon durch die ganze Stadt gelaufen wäre, so hätten doch alle, die sich zu den oberen Kreisen von St. John rechneten, aus dem gesellschaftlichen Teil der Zeitungen erfahren, daß Fürst und Fürstin Rubetzkoi im ersten Hotel abgestiegen waren.

Die Rubetzkois! Keiner Amerikanerin, die ein Haus machen wollte, brauchte es gesagt zu werden: Die Rubetzkois gehörten dem russischen Hochadel an. Verbanden sie nicht auch verwandtschaftliche Beziehungen mit den Romanows? Welche Ehre, daß sie gerade St. John zum Aufenthalt gewählt hatten! Die Stadt wußte die Bevorzugung gebührend zu schätzen. Alles riß sich um das Fürstenpaar. Zum fünfzigisten Mal schon mußte es vom Rußland der Vorkriegszeit erzählen. Über Empfänge am Zarenhof, riesige Feste auf den Gütern der Rubetzkois. Dann Krieg, Umsturz, Bolschewisten. Ja, hätten die Rubetzkois nicht immer ein mitfühlendes Herz und eine offene Hand für ihre Muschiks gehabt, so lägen sie jetzt irgendwo verscharrt als Opfer der Sowjets. Doch die Bauern schützten sie gegen den Angriff der ersten Bolschewistenhorde, versteckten das Fürstenpaar, das seinen unschätzbaren Familienschmuck hatte retten können, und halfen ihm über die Grenze. Die Fürstin zerdrückte eine Träne in wehmütiger Erinnerung an Ivan Ivanowitsch, Sergei Michailowitsch und wie die Treuen sonst noch heißen mochten.

Die ersten zehn Jahre nach der Flucht hatte man in Europa zugebracht. Doch die Alte Welt war morsch und schläfrig. Nichts anzufangen mit den Leute dort drüben. Deshalb schiffte man sich eines Tages kurz entschlossen mit seinen Juwelen nach Amerika ein. Die Vereinigten Staaten waren doch ganz etwas anderes. Hier konnte ein strebsamer Mensch noch vorwärts kommen. Besonders in St. John. Eine feine Stadt mit großer Zukunft! So etwas kannte man in Europa gar nicht. Geschmeichelt warf sich St. John in die Brust.

Ja, die Rubetzkois wollten sich hier niederlassen. Einen Teil der Juwelen verkaufen und eine große Sache aufziehen. Was? Das wußte man noch nicht so recht. Vielleicht Land kaufen und Großfarmer werden. Vielleicht auch Maultierzucht treiben. Die Maulesel von Missouri, ja, die waren eine Klasse für sich. Hatten sie nicht den Krieg gewonnen drüben in Frankreich! St. John lächelte geschmeichelt.

Natürlich brachten die Zeitungen alle möglichen Interviews mit dem Fürstenpaar. Nur der Lokalredakteur vom St. John Inquirer war der Ansicht, ein paar Zeilen im gesellschaftlichen Teil genügten. Überhaupt ein merkwürdiger alter Kauz, dieser Beddington. Kümmerte sich den Teufel um so wichtige Dinge wie Gesellschaften, Verlobungen, Hochzeiten und andere Ereignisse innerhalb der exklusiven Kreise.

Saß Beddington da eines Nachmittags zehn Minuten vor Redaktionsschluß auf seinem Drehschemel. Das Telephon klingelte. „Inquirer", brummte Beddington. „Hier Frau Storey." Ein bekannter Name. Der Mann, schwerreich, spielte eine große Rolle in der Stadt. „Vielleicht interessiert es Sie, zu erfahren, daß die Fürstin Rubetzkoi sich eines meiner Halsbänder angeeignet hat. Keine große Sache freilich, nur 15 000 Dollar wert, aber doch eine recht peinliche Angelegenheit. Ich will die Dame nicht anzeigen. Sie verstehen aber, daß ich die weitere Anwesenheit der Fürstin in St. John nach diesem bedauerlichen Vorfall nicht mehr für wünschenswert halte. Eine kurze Notiz in Ihrer Zeitung dürfte genügen."

Der alte Beddington staunte. Donnerwetter, ein gefundenes Fressen für ihn. Sensation. Die lohnte schon eine Extraausgabe. Diese Blamage der Gesellschaft. „Hören Sie, verehrte Frau Storey, für eine kurze Notiz erscheint mir die Sache doch zu wichtig. Ich werde sofort einen Reporter zu Ihnen schicken, und wir lassen ein Extrablatt los." — „Nein, schicken Sie niemand. Ich will nämlich abreisen. In ein paar Minuten. Der Wagen steht schon vor der Tür. Ich fahre auf ein paar Monate nach Europa. Ich kann Ihnen die ganze Geschichte gleich am Fernsprecher erzählen. Also, am Sonnabend gab ich dem Fürstenpaar zu Ehren ein Abendessen. Die Fürstin interessierte sich für meinen Schmuck, und ich zeigte ihr alles. Als sich die Gäste verabschiedet hatten, vermißte ich ein Halsband. Nirgends zu finden. Am nächsten Nachmittag kommt das Stubenmädchen, das die Fürstin neu eingestellt hatte und das lange Zeit bei meiner Schwägerin diente, zu mir: „Frau Storey, hier ist Ihr Halsband. Ich sah, wie die Fürstin es in einen ihrer Schmuckkästen legte, und habe es nachher fortgenommen." Ich war entsetzt. Dann rief ich die Fürstin an. Ich hörte, wie sie am Fernsprecher beinahe weinte: „Zeigen Sie mich nicht an, Frau Storey! Das Halsband gefiel mir so gut, und ich wollte eine Kopie danach machen lassen, um es Ihnen wieder zu geben." Ich habe ihr versprochen, die Polizei nicht zu benachrichtigen, aber ich möchte unsere Gesellschaft vor der Fürstin warnen." — „Besten Dank, Frau Storey." Beddington hängte, gegen seine Gewohnheit ein wenig aufgeregt, den Hörer an.

„Knapp", wandte er sich dann an seinen Gehilfen, einen jungen Reporter, „Knapp, so eine Sensation! Schreiben Sie, damit es noch in die Abendausgabe kommt: „Eine Fürstin, die Juwelen . . ." — „Erlauben Sie mal", kümmerte sich Knapp nicht um seinen erstaunten Chef und griff nach dem Hörer: „Fräulein, können Sie mir nicht die Nummer des Teilnehmers angeben, der eben mit uns sprach? Ja! Vielen Dank. Mister Beddington, lassen Sie die Finger von der Meldung. In einer halben Stunde hören Sie von mir. Es wird ein schönes Extrablatt geben!" John Knapp verschwand, ehe ihn sein verdutzter Chef aufhalten konnte.

Zehn Minuten später trat der Reporter unangemeldet in Begleitung eines Polizeioffiziers in das Hotelzimmer der Fürstin Rubetzkoi: „Entschuldigen Sie den Überfall. Ich wollte nur das Gespräch fortsetzen, das Sie eben mit unserem Lokalredakteur führten." — „Herr, was fällt Ihnen ein? In meine Zimmer zu dringen! Wer sind Sie? Mit wem soll ich gesprochen haben? Schutzmann, befreien Sie mich von der Gegenwart dieses Menschen!" — „Augenblick", meinte John Knapp. „Es tut mir leid, daß ich Sie nicht bei Ihrem richtigen Namen ansprechen kann. Daß Sie weder Rubetzkoi heißen noch Fürstin sind, werden Sie ebenso zugeben müssen wie die Tatsache, daß Sie uns einen Bären aufbinden und später eine Beleidigungsklage wegen falscher Beschuldigungen an den Hals jagen wollten. So ein paar zehntausend Dollar Schadenersatz, nicht wahr? Herr Leutnant, vielleicht übernehmen Sie jetzt die Führung des Gesprächs, nachdem Sie meine Beschuldigung gehört haben."

Der Rest war eine große Sensation. Ein Extrablatt des Inquirers berichtete mit trockenen Worten, die besser wirkten als der schärfste Sarkasmus, daß die Fürstin Rubetzkoi eine russische Schwindlerin war, die wegen verschiedener Hochstapeleien mit ihrem Partner steckbrieflich gesucht wurde. Die Blamage der Gesellschaft war grenzenlos.

„Mensch!" wunderte sich am Abend Beddington. „Knapp, wie haben Sie das herausgebracht?" — „Sehr einfach. Eine halbe Stunde bevor die Gaunerin bei uns anrief, las ich in einem Konkurrenzblatt, daß Frau Storey heute morgen schon über Newyork nach Europa abgereist ist. Die Nummer, die mir die Fernsprechdame angab, war die des Hotels der „Fürstin", und den Rest besorgte das Verbrecheralbum. Na, Mister Beddington, wie wäre es, wenn Sie mir eine Zulage bewirkten?" — „Wird gemacht", rieb sich Beddington die Hände. Draußen auf der Straße brüllten die Zeitungsjungen: „Sensation. Der Inquirer entlarvt ein Hochstaplerpaar!"

Weisheit des Fernen Ostens.

Japanische Sprichwörter.

Besser ist es, ein Hahnenkopf zu sein als ein Ochsenschwanz.

*

Trügerisch wie der herbstliche Himmel ist das Herz des Menschen.

*

Der Mann, der zwei Hasen auf einmal fangen will, fängt keinen.

*

Das Sandelholz duftet schon im Keim. Das Temperament des Kindes lebt noch im hundertjährigen Greis.

*

Im vogellosen Dorfe gilt ein Sperling viel.

*

Gute Medizin schmeckt dem Munde bitter. Guter Rat klingt unangenehm für die Ohren.

*

Der Mensch stolpert nicht über Berge, sondern über Steine.

Sommer.

Führt ein Weg das Dorf entlang
Zwischen Wiesenrand und Hecken,
Gehst du diesen stillen Gang,
Darfst du keine Wünsche wecken.

Mußt durch Sommerduft und Glanz
Unvermerkt dich leiten lassen,
Nach dem vollsten Blütenkranz
Lächelnd wie im Traume fassen.

Leise führt dich eine Hand
Weit in Paradieses Ferne,
Und du wandelst durch das Land,
Selig wie auf goldnem Sterne.

Geht dir so der Sommer ein,
Hebe dankend deine Hände
Für das große Stillesein,
Für die Fülle ohne Ende.

Wilhelm Lennemann.

Gottfried Keller-Anekdoten.

Gottfried Keller war bekanntlich in Gesellschaft geradezu peinlich schweigsam. Einer seiner Freunde meinte daher einmal: „Seitdem ich Gottfried kenne, sage ich nicht mehr: Verschwiegen wie das Grab, sondern: Verschwiegen wie der Keller.“

*

Bei einem Festmahl, zu dem Keller sehr gegen seinen Willen erscheinen mußte, saß ein literarisch gebildetes Fräulein neben ihm, das aber offenbar nicht wußte, daß Keller zu den großen Schweigern zählte. Hingegen war ihr bekannt, daß Keller sich damals gerade mit der Umarbeitung des „Apothekers von Chamounix“ befaßte, in dem er gegen Heine und seine Nachahmer anging. Um nun Keller zum Sprechen zu bringen, meinte die Dame: „Was meinen Sie, Herr Staatsschreiber, ist Heine wohl in den Himmel gekommen?“ — „Heine — im Himmel, jawohl! Er hütet dort oben die Schweine!“ war Kellers Antwort, worauf die Dame ihn seinem geliebten Schweigen überließ.

*

Als Böcklin, Kellers intimster Freund, einmal seinen Sohn Carlo mit an den Stammtisch brachte, langweilte sich dieser ganz fürchterlich, denn die Unterhaltung bestand wieder einmal aus Schweigen. Endlich ereignete sich etwas: Keller schneuzte sich und steckte sodann sein großes, geblumtes Taschentuch in seiner Zerstreutheit neben die Tasche, so daß es zur Erde fiel. Sofort haschte Carlo danach und bemerkte: „Herr Doktor, Sie ließen Ihr Taschentuch fallen! Darf ich es Ihnen einhändigen.“ Dabei hoffte er, daß das Gespräch nun wieder in Fluß komme. Wie sehr sollte er sich aber getäuscht haben! Man schwieg beharrlich weiter! Als man dann aber zu dritt den Heimweg antrat, da flüsterte Keller noch rasch seinem Freunde Böcklin zu, er brauche das nächste Mal keinen solchen Schwätzer mehr mitbringen.

*

Als Böcklin ein anderes Mal dem Bitten eines jungen Dichters nachgab, ihn mit an den Stammtisch zu nehmen, damit er Keller vorgestellt werde, gab er ihm den Rat, nur dann zu sprechen, wenn Keller ihn etwas fragen sollte. Das war aber nun natürlich nicht der Fall und der junge Mann, der Böcklin nicht blamieren wollte, hatte sich darauf zu beschränken, bald Keller, bald Böcklin ein brennendes Zündholz zum Anzünden der Zigarre zu reichen und ihnen abwechselnd den Aschenbecher zuzuschieben. Nach einer guten halben Stunde hielt er freilich dies Schweigespiel nicht mehr aus und er fand einen schicklichen Vorwand, sich zu verabschieden, wobei er ganz zaghaft seiner Freude darob Ausdruck gab, daß er Keller habe kennenlernen dürfen. „Na ja“, meinte Keller, „Sie haben sich ganz gut gehalten, junger Mann, und mir alle Ehren eines alten Esels erwiesen.“

*

Und wieder einmal saß Keller mit Böcklin und einigen anderen Freunden in einer Weinstube und schlürfte, während die anderen froh plauderten, bedachtsam Glas auf Glas. Da öffnete sich die Tür und ein Literarhistoriker erschien, der an Kellers Biographie arbeitete. Als Keller, der das Forschen nach dem Denken und Tun eines Menschen für aufdringlich hielt, ihn sah, sagte er zu Böcklin: „Da kommt wieder einer, meine Räusche aufzuschreiben.“

H. B.

Bunte Chronik



* **Tausend verlorene Autos.** Daß man Taschentücher, Handtaschen, Regenschirme und sonstige Sachen verliert, ist nichts Außergewöhnliches. Aber daß man auch Autos verlieren kann, scheint wenig glaubwürdig zu sein. Vom Pariser Fundbureau wird man aber eines besseren belehrt. „Unsere Räume“, sagte der Direktor des Fundbureaus zu einem Pressevertreter, „sind von allerart Sachen in solchem Maße vollgepfropft, daß man nicht mehr weiß, wo ein und aus. Im vergangenen Jahre standen bei uns nicht weniger als 1052 herrenlose Automobile. Ein Teil davon wurden natürlich nicht verloren, sondern mit Absicht von ihren Inhabern auf der Straße stehen gelassen. Man läßt nämlich oft in Paris absichtlich ein abgenutztes Auto stehen, um nachher die Versicherungsprämie für den auf diese Weise herbeigeführten Autodiebstahl zu bekommen. Aber auch nagelneue, elegante Autos kann man oft im Fundbureau sehen. Sie werden von fashionablen Dieben und eleganten Hochstaplern während einer nächtlichen Polizeijagd oder bei sonstiger Gelegenheit zurückgelassen. Ein Drittel aller nach dem Fundbureau geratenen Autos werden aber zweifellos von ihrem Inhaber vergessen.

* **Ein Nachkomme des Kaisers von Byzanz.** Im Jahre 1453 haben die Türken wie bekannt Konstantinopel erobert. Der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Palaeolog, fiel vor den Toren der Stadt. Im Jahre 1930 erschien aber in Neapel ein gewisser Capone, der sich als Nachkomme des Kaisers von Byzanz bezeichnet. Das umfangreiche Aktenmaterial, das Herr Capone vorgelegt hat, bestätigt seine Ausführungen. Nun erhebt Herr Capone den Anspruch auf den Privatbesitz der byzantinischen Kaiser in Griechenland. Die Hälfte des Peloponnes soll Herrn Capone demnach gehören. Sonderbar genug hat der „Kaiser von Griechenland“ seinen Prozeß vor dem Gericht von Neapel gewonnen. In Athen hat man die Sache nicht als Scherz aufgefaßt. Man fürchtet, daß griechischer Boden bedroht ist. Herr Capone heißt es, will den Versuch machen, zur Sicherstellung seiner Forderung, griechische Schiffe, die in italienischen Häfen liegen, mit Beschlag zu belegen. Man kann auf den Ausgang des Prozesses gespannt sein.

Lustige Rundschau



* **Am Schlusse der Novelle.** Leidenschaftlich preßte er die Geliebte an sein Herz! — — Nachdruck verboten . . .

*

* **Schlagfertig.** Eine Anzahl Bauern sitzt noch spät abends in der Kneipe. Da tritt der Flurwächter ein, um sich ein wärmendes Schnäpschen zu gönnen. — „Döres“, ruft einer der Bauern, „mach', daß du hinauskommst, sie können mittlerweile alle Kartoffeln stehlen!“ — „Ja, wer soll denn stehlen?“ versetzte schlagfertig der Flurwächter. „Ihr seid ja alle hier!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.